

MARIA MAGDALENA

Bürgerliches Trauerspiel von Friedrich Hebbel



MARIA MAGDALENA

Bürgerliches Trauerspiel von Friedrich Hebbel



Premiere am 21. Januar 2023

MARIA MAGDALENA

Bürgerliches Trauerspiel von Friedrich Hebbel

Meister Anton, Tischler Reinhard Riecke
Die Mutter, seine Frau Ksch. Tatjana Hölbling
Klara, seine Tochter Viktoria Schreiber
Karl, sein Sohn Lukas Winterberger
Leonhard Jona Mues/Florian Mania
Sekretär Jan Sabo
Wolfram, ein Kaufmann Christof Maria Kaiser
Adam, ein Gerichtsdienere David Prosenk

Inszenierung Johanna Hasse
Bühne Lilith-Marie Cremer
Kostüme Marie-Luise Otto
Musik Christoph Hamann
Dramaturgie Caro Thum
Licht Christofer Zirngibl

Regieassistenz und Abendspilleitung Leon Kohlstadt
Inspizienz Thomas Gruber
Soufflage Sabine Jungk
Theaterpädagogik Andrea Caroline Junglas

Technischer Direktor Johannes Kessler • Produktions- und Werkstattleiter Felix Eschweiler
Leiter des Bühnenbetriebs Thomas Kurz • Ausstattungsassistentin Christina Pointner
Bühneninspektor Thomas Wagner • Bühnenmeister:in N.N. • Leiter der Requisite Peter Bartosch • Leiter der Tontechnik Arne von Schilling • Leiter des Malsaals Bastian Helbach • Leiterin der Kostümabteilung Carolin Quirnbach • Kostümassistentin Maria Rautenberg, Yasmin Reifer • Gewandmeisterin Damen Maik Stüven • Gewandmeisterin Herren Anke Bumiller • Chefmaskenbildnerin Manuela Adebahr • Maske Manuela Adebahr, Tanja Sussmann • Ankleiderinnen Simone Busch, Cornelia Schumann

21. Januar 2023, Großes Haus

Dauer der Vorstellung: ca. 1 Stunde 50 Minuten

Wir machen darauf aufmerksam, dass Ton- und/oder Bildaufnahmen unserer Aufführungen durch jede Art elektronischer Geräte strikt untersagt sind. Zuwiderhandlungen sind nach dem Urheberrechtsgesetz strafbar. Bitte stellen Sie Ihr Mobiltelefon vollständig aus.

CHRISTIAN FRIEDRICH HEBBEL

Christian Friedrich Hebbel wurde 1813 als Sohn einer Schustertochter und eines Maurers im heutigen Schleswig-Holstein geboren.

Nach dem Tod seines Vaters arbeitete er zunächst als Gehilfe, dann als Schreiber eines Kirchenspieltogs und veröffentlichte ab 1832 erste Gedichte in verschiedenen Zeitschriften.

Mit der Unterstützung von Amalie Schoppe, der Herausgeberin der neuen Pariser Modeblätter, übersiedelte Hebbel zwei Jahre später nach Hamburg. Dort lernte er Elise Lensing kennen, eine Putzmacherin und Näherin, die bis zu ihrem Tod seine Freundin und Geliebte bleiben sollte und ihn, wo sie konnte, auch finanziell unterstützte.

1836 trat Hebbel mit Hilfe eines Stipendiums ein Jurastudium in Heidelberg an, wanderte aber bereits im selben Jahr von dort aus nach München. Dort bezog er Quartier bei einem Schreiner namens Anton Schwarz, der als Vorbild für die Figur des Tischlermeisters Anton in „Maria Magdalena“ gilt. Im Frühjahr 1839 trat Hebbel ebenfalls zu Fuß

die Heimreise nach Hamburg an, wo er Elise Lensing wiedersah. Im Jahr darauf kam ihr gemeinsamer Sohn Max zur Welt, der dreijährig verstarb. 1840 wurde Hebbels Drama „Judith“ in Berlin uraufgeführt, was ihm zu weitreichender Anerkennung als Dramatiker verhalf. In den Folgejahren vollendete Hebbel die Komödie „Der Diamant“ und die Tragödien „Genoveva“ und „Maria Magdalena“. Er erkrankte, wahrscheinlich aufgrund der strapaziösen Reisen zu Fuß, an Gelenkrheumatismus. Als Elise Lensing erneut schwanger wurde, drängte sie Friedrich Hebbel zur Hochzeit, was dieser jedoch ablehnte. Ihr zweiter gemeinsamer Sohn Ernst kam 1844 zur Welt, verstarb aber ebenfalls in Alter von drei Jahren. 1846 reiste Friedrich Hebbel nach Wien, wo er im selben Jahr die Burgschauspielerin Christine Enghaus heiratete. Für Elise Lensing brach eine Welt zusammen. Sein letztes Bühnenstück, „Die Nibelungen“, vollendete Hebbel 1860. Im Jahr seines Todes 1863 wurde er mit dem Schillerpreis ausgezeichnet. Bis zu seinem Tod (infolge der rheumatischen Erkrankung) schrieb Hebbel Briefe an die bereits neun Jahre früher verstorbene Elise Lensing.

Caro Thum



DAS ZEITALTER DES PATRIARCHATS

WIE EIN AUS DER MODE GEKOMMENES KONZEPT ZUR PAROLE DER GEGENWART WURDE

Anfang 2018 schaltete Steve Bannon in Washington seinen Fernseher ein, um sich die Preisverleihung der Golden Globes anzusehen. Die Stimmung bei der Veranstaltung war nüchtern. Kurz zuvor hatten mehrere Frauen gegen den Filmproduzenten Harvey Weinstein Vorwürfe wegen Vergewaltigung und sexueller Belästigung erhoben. Die Frauen, deren Abendgarderobe zu diesem Anlass normalerweise besonders extravagant ausfällt, trugen schlichtes Schwarz.

Seinem Biografen zufolge kündigte die Szene für Bannon den Beginn einer Revolution an, die „sogar noch einflussreicher als der Populismus“ sei. „Frauen werden die Kontrolle über die Gesellschaft übernehmen. Die Bewegung gegen das Patriarchat wird die Geschichte der vergangenen 10.000 Jahre rückgängig machen.“

Es ist noch nicht lange her, da war „Patriarchat“ etwas, von dem Rechte wie Bannon noch nicht einmal glaubten, dass es existiert. Es war die Art von Wort, das einen als eiserne Oldschool-Feministin auswies. Selbst feministische Theoretikerinnen hatten den Begriff längst hinter sich gelassen.

In den letzten Jahren erfährt das „Patriarchat“ jedoch eine gewisse Konjunktur. Der Begriff findet sich auf Transparenten und T-Shirts, fällt

in Interviews auf dem roten Teppich und in Zeitungsschlagzeilen. Das „Patriarchat“ wurde zur Erklärung des irischen Referendums über die Lockerung des Abtreibungsrechts herangezogen und beim Anschlag in Toronto, wo ein frauenhassender „Incel“ – d. h. ein Mann, der glaubt, er habe ein Recht auf Sex mit Frauen, das ihm von diesen verwehrt werde – zehn Menschen ermordete.

Viele halten Vorfälle wie diesen – ja, Sexismus überhaupt – für ein individuelles und isoliertes Phänomen, das früher oder später ganz verschwinden werde. Sie verweisen auf die Fortschritte, die im Laufe der vergangenen hundert Jahre in Sachen Gleichberechtigung gemacht wurden. Andere meinen in der Verwendung des Wortes „Patriarchat“ den hysterischen Kriegsschrei von McCarthyite-Feministinnen zu erkennen, die fest entschlossen sind, Männer zur Strecke zu bringen, die sich nichts weiter zu Schulden kommen ließen, als sich so zu verhalten, wie sie dies schon immer getan haben. (...)

Und auch unter wissenschaftlichen Vertreter:innen der Gender Studies ist der Begriff nicht mehr häufig in Gebrauch. Einst in endlosen Artikeln, Konferenzen und Büchern diskutiert, betrachten ihn viele Theoretiker:innen heute als zu plump und monolithisch, um die feinen Nuancen der Unterdrückung fassen zu können.



Die Herrschaft des Mannes ist allgegenwärtig

Doch für diejenigen, die das Grundvertrauen in den gesellschaftlichen Fortschritt verloren haben oder die zu jung sind, um ihn kennengelernt zu haben, scheint „Patriarchat“ genau der Begriff zu sein, um den Fortbestand einer anscheinend unausrottbaren Ungleichheit zu erklären. #MeToo machte vielen Feministinnen klar, dass es ihnen trotz all der Jahre harter Arbeit, des Wartens und der Hoffnung auf Besserung noch immer passieren kann, einfach auf ein Bett gedrückt, auf einer Party in eine Ecke gedrängt, begrabscht, angegafft oder angemacht zu werden – nur weil sie einen weiblichen Körper haben. [...]

In der menschlichen Geschichte war die Herrschaft des Mannes so lange allgegenwärtig, dass das Patriarchat noch nicht einmal als Konzept identifiziert wurde. Die Vorstellung, die Überlegenheit des Mannes sei natürlich, war selbsterfüllend, da diejenigen, die die Gesetzestexte, Gedichte und religiösen Schriften verfassten, immer Männer waren. Wie Jane Austens Figur Anne Elliot sagt: „Männer haben jeden Vorteil vor uns gehabt, wenn sie ihre Geschichte erzählten. Bildung hat ihnen in einem so viel höheren Maße zur Verfügung gestanden. Die Feder lag in ihren Händen.“ [...]

Ein Unterdrückungssystem

Der Begriff des Patriarchats ermöglicht, zu verstehen, warum intelligente, erfolgreiche und selbstbewusste Frauen es nicht schaffen, Männer zu verlassen, die sie erniedrigen und kontrollieren. Mit ihm wird einem möglicherweise klar, warum offenbar liberale Organisationen, selbst wenn sie von Frauen geführt werden, noch immer eine Gender-Lohnlücke aufweisen oder warum in Deutschland beinahe jeden dritten Tag eine Frau von ihrem männlichen Partner oder Ex-Partner ermordet wird. Warum Frauen sich mehr um die Kinder kümmern und mehr Hausarbeit übernehmen, und warum diese „zweite Schicht“ im Haushalt noch bis vor kurzem von Ökonomen völlig ignoriert wurde. Warum die Kleidung

von Angela Merkel und Theresa May in den Medien kommentiert wird, die von Emmanuel Macron aber nicht. Warum es in Filmen so wenige wichtige Frauenfiguren gibt. Manche Begriffe sind wie eine Brille, die Dinge plötzlich scharf werden lässt, die andernfalls unsichtbar oder zumindest nicht erklärbar wären. „Patriarchat“ ist einer davon.

Der Begriff stammt aus dem Altgriechischen und bedeutet wörtlich „Väterherrschaft“. Manche haben ihn verwendet, um Muster zu beschreiben, die aus der Struktur der Familie abgeleitet sind. Für andere stellt das Patriarchat ein ganzes Unterdrückungssystem dar, das auf Frauenhass, Ausbeutung und der brutalen

Behandlung von Frauen basiert. Es ist in der Tat nicht leicht, eine präzise Definition des Begriffs zu geben. Grob vereinfacht meint er die Existenz einer gesellschaftlichen Struktur männlicher Vorherrschaft, die zu Lasten von Frauen geht.

Die Unterdrückung von Frauen im Patriarchat ist vielschichtig. Sie funktioniert über Ungleichheiten auf mehreren Ebenen: Staat, Gesetz, Familie, Arbeitsplatz. Das Patriarchat wird von einflussreichen kulturellen Normen aufrechterhalten und von Traditionen, Erziehung und Religion gestützt. Es reproduziert sich endlos über diese Normen und Strukturen, die ihrem Wesen nach selbst patriarchal sind, wodurch es auf eine Art natürlich oder zwangsläufig

erscheint, während es in einem liberalen Kontext von häppchenweisen Fortschritten in der Gleichberechtigung der Geschlechter verschleiert wird. Da es die Vorstellung einer Struktur von Machtbeziehungen bietet – nicht einer Reihe einzelner sexistischer Handlungen –, lässt sich im „Patriarchat“ auch berücksichtigen, dass nicht alle Männer es ausdrücklich unterstützen oder im gleichen Maße von ihm profitieren. Und dass manche Frauen auf der anderen Seite möglicherweise viel zu seiner Unterstützung beitragen. Es lässt ebenso Raum für die Tatsache, dass wir alle zwangsläufig an ihm teilhaben – ganz egal, wie sehr wir es möglicherweise verabscheuen.

Die Verdinglichung weiblicher Körper

Nur der Begriff des Patriarchats scheint die Schwierigkeit einer Definition geschlechtsspezifischer Herrschaft fassen zu können. Nur er scheint auszudrücken, dass diese Herrschaft sich in der Art zeigt, wie individuelle Fälle miteinander interagieren und sich gegenseitig verstärken.

Nehmen wir beispielsweise den Umstand, dass in England und Wales nur etwa 20 Prozent aller Vergewaltigungen und sexuellen Übergriffe bei der Polizei angezeigt werden, und dass von diesen nur ein winziger Prozentsatz – 2015 waren es gerade einmal 7,5 Prozent – zu einer Ver-

urteilung führen. (Anm. der Redaktion: In Deutschland zeigt sich ein ähnliches Bild. Von hundert Frauen, die vergewaltigt werden, erlebt nur etwa eine einzige eine Verurteilung.) Warum ist das so? Der unmittelbarste Grund besteht darin, dass es nur in wenigen Fällen zu einem Prozess kommt – ein Umstand, der – isoliert betrachtet – nur wenig erhellt. Das Konzept des Patriarchats aber hilft zu verstehen, dass es sich bei einem solchen Prozess lediglich um den Gipfel einer Struktur handelt, die von unzähligen Säulen getragen wird. Dazu können alle möglichen Dinge gehören, mit denen gar kein offensichtlicher Zusammenhang besteht:

ein Rechtssystem, das historisch von Männern entworfen wurde; die anhaltende Fehlwahrnehmung von Vergewaltigung als reiner Exzess männlicher Begierde; das sexistische Erbe, das die Polizei mit sich trägt; die kulturelle und religiöse Verurteilung sexuell aktiver Frauen; die Verdinglichung weiblicher Körper; Pornografie; der Umstand, dass Frauen grundsätzlich entmutigt werden, ihre Meinung zu äußern (und es schlimme Folgen für sie haben kann, wenn sie es dennoch tun). Für manche Feministinnen ist sexuelle Gewalt so eindeutig ein Mittel, Frauen zu kontrollieren, dass es sich dabei nicht nur um ein Verbrechen handelt, das in patriarchalen Gesellschaften häufig verübt wird, sondern dass es geradezu die Basis des Patriarchats darstellt. (...)

Das Patriarchat ist flink und geschmeidig. Der Umfang dessen, was es umfasst, scheint sich stetig auszuweiten. Feministinnen haben natürlich versucht, ihre Kampflinien vor dem Aspekt von Unterdrückung aufzubauen, den sie als den am stärksten unterdrückenden angesehen haben. Wenn das „Patriarchat“ als Modell in die öffentliche Debatte zurückgekehrt ist, dann, weil der Feminismus mit neuer Energie zurückgekehrt ist – weil Ungleichheit noch nicht ausgerottet wurde.

1990 machte die Feministin Sylvia Walby in ihrem Buch „Theorizing Patriarchy“ sechs verschiedene Felder patriarchaler Unterdrückung aus.

Sie scheinen noch immer sehr gut zu funktionieren. Zu Hause übernehmen Frauen noch immer die meiste Hausarbeit. Am Arbeitsplatz hat das Recht auf gleiche Bezahlung noch nicht die Überwindung des Gender Pay Gap bewirkt. Frauen sind, so der aktuelle Stand, beinahe überall auf der Welt in den Parlamenten unterrepräsentiert, in den Kabinetten, im Militär und anderen Institutionen. Was männliche Gewalt angeht, schätzt das Krisenzentrum „Rape Crisis“, dass in jeder Stunde des Tages elf Vergewaltigungen stattfinden oder versucht werden. Frauen und Männer werden noch immer sehr unterschiedlich beurteilt, wenn man über Sex spricht. Und der „patriarchale Blick“ wirkt noch immer stark in der Bildung, Religion, Kultur und in den Medien.

Deshalb ist der Gebrauch des Wortes „Patriarchat“ für Feministinnen gerade nützlicher als seine analytischen Schwächen schaden. Es erlaubt ihnen, die Kluft zwischen dem Status quo und dem zu sehen, was sie erreichen wollen. „Wenn das Patriarchat nicht erfolgreich wäre, würden wir keinen Feminismus brauchen. Und wenn es absolut erfolgreich wäre, hätten wir keinen Feminismus“, sagte mir Jacqueline Rose.

Feministinnen älterer Generationen stellen fest, dass die öffentliche Wiederbelebung des „Patriarchats“ (noch) nicht von der intensiven Debatte und den akademischen Theorien begleitet werden, die in den

70er Jahren um das Modell herum erblühten. Es ist mehr ein Slogan, ein beliebter Schlachtruf, denn ein analytisches Instrument. „Was mir daran nicht gefällt“, sagte Mary Beard, (eine britische Althistorikerin und Frauenrechtlerin. Anm. der Redaktion), „ist, dass es praktisch und einfach ist. Ich mag auch ‚Misogynie‘ nicht, aus dem gleichen Grund: Es ist genau so wenig greifbar wie der Kapitalismus. Wenn man sagt, ‚zerstört das Patriarchat‘, dann hat das einen schönen Klang, aber es enthält keine politische Analyse.“

Das Wort „Patriarchat“ gibt jenen, die es nutzen, starken Antrieb. Es gibt eine gewisse Erleichterung, dem Leiden einen Namen zu geben. Es hat einen befriedigenden Klang von altmodischem Radikalismus, und es kommt mit dem scharfen Geschmack von Konflikt daher. „Patriarchat“ ist ein Schlachtruf. Das ist nicht überraschend. Das Internet hat die rasche Verbreitung feministischer Kampagnen möglich gemacht, aber auch die tiefe und manchmal gewaltvolle Radikalisierung derjenigen, die Feminismus fürchten und hassen.

Ist das Patriarchat also ernsthaft in Gefahr, wie Steve Bannon fürchtet? Susan Faludi hat nach den Anschuldigungen gegen Weinstein darauf hingewiesen, dass es leichter ist, Patriarchen zu stürzen als das Patriarchat selbst. Mächtige Männer, die von #MeToo beschuldigt wurden, haben die Bühne verlassen, doch die Bühne selbst sieht noch immer genauso aus wie vorher. Und es sieht auch sehr danach aus, als würden einige der Männer schon bald wieder auf sie zurückkehren. Wenn es etwas gibt, das die „Väterherrschaft“ beenden kann, dann ist dies wahrscheinlich die schrittweise Verschiebung des Verständnisses von Geschlecht und Sexualität. Neue Wege, Kinder außerhalb der traditionellen Familienstrukturen aufzuziehen, werden dazu beitragen. Und genauso die aufstrebende Generation kühner junger Feministinnen, die Unterdrückung nicht so verinnerlicht haben wie ihre weiblichen Vorgängerinnen, und die Sexismus und Frauenhass beim Namen nennen, wo immer sie ihnen begegnen. (...)

Charlotte Higgins





EIN GESPRÄCH ZWISCHEN DER REGISSEURIN JOHANNA HASSE UND DER DRAMATURGIN CARO THUM ÜBER DIE REPRODUKTION VON ÜBERKOMMENEN ROLLENBILDERN AUF DEM THEATER.

Caro Thum: Es wird ja seit einiger Zeit innerhalb der Theaterszene diskutiert, ob es noch sinnvoll ist, klassische Stoffe, wie zum Beispiel „Kabale und Liebe“ von Schiller, „Emilia Galotti“ von Lessing, (die Eröffnungspremiere der nächsten Spielzeit), oder auch „Maria Magdalena“ aufzuführen und damit Rollenbildern und Glaubenssätzen eine Bühne zu bieten, die wir eigentlich ein für alle Mal überwinden wollen.

Johanna Hasse: Grundsätzlich finde ich die Diskussion berechtigt. Ich war mal für ein Nachbereitungsgespräch zu einer Theaterproduktion, in der es um gesellschaftliche, strukturelle Benachteiligung von Mädchen und Frauen ging, in einer Schule. Da sagte ein dreizehnjähriger Junge sinnig: „Na ja, wir lesen diese Texte ja nicht umsonst, die müssen ja wahr sein, sonst würden wir das ja nicht lernen.“ So nach dem Motto: Das scheint so zu sein und dann lernen wir das eben. Das fand ich eine naive, aber auch sehr erhellende Aussage. Natürlich kann man die Stoffe im Unterricht oder in Nachgesprächen kritisch beleuchten, aber es bleibt die Frage, ob das was mit den jungen Leuten macht, wenn man diese Rollen- und Gesellschaftsbilder immer wieder aus der Mottenkiste kramt und sie damit möglicherweise konsolidiert. Im Vergleich zu anderen bürgerlichen Trauerspielen lässt Hebbel seiner weiblichen Hauptfigur Raum zum Reden. Emilia Galotti

sagt, glaube ich, etwa zwanzig Sätze. Bei Luise Miller sieht es besser, aber auch recht düster aus. Das ist natürlich problematisch, wenn junge Frauen nur als stumme Projektionsobjekte vorkommen. Aber Hebbel lässt Klara denken und sprechen und uns Zuschauende an ihrer Gedankenwelt teilhaben.

Caro Thum: Ich habe häufig den Eindruck, dass Klassiker vonseiten des Publikums mit einer seltsamen Nostalgie vergoldet werden. Es wird behaglich geseufzt, wenn Ferdinand in „Kabale und Liebe“ endlich den berühmten Satz „Die Limonade ist matt wie deine Seele“ sagt, uneingedenk der Tatsache, dass wir da gerade einen astreinen Femizid bewundern dürfen. Ich habe manchmal den Eindruck, dass es dann mehr um den Klang der altbekannten Worte als um deren Inhalt geht. Außerdem wundere ich mich oft darüber, dass Klassiker vom Publikum häufig als so sakrosankt angesehen werden. Als heilige Kühe sozusagen. Ich bin mal fast während einer Matinee unter Androhung von Gewalt aus dem Saal gejagt worden, weil ich angekündigt habe, dass in einer „Effi Briest“-Inszenierung keine Schaukel vorkommt.

Da weiß ich dann auch nicht recht, was der Mehrwert sein soll, das noch mal auf die Bühne zu bringen, wenn keine ästhetische oder inhaltliche Neubewertung zulässig zu sein scheint.

Johanna Hasse: Dabei ist das ja gerade das Spannende an der Auseinandersetzung mit alten Texten. Bei „Maria Magdalena“ habe ich mich von Anfang an gefragt, was eigentlich dagegen spricht, das Ende so zu erzählen, dass Klara nicht in den Selbstmord geht, zu dem die engen religiösen Moralvorstellungen ihres Vaters und der Gesellschaft sie bei Hebbel zwingen.

Caro Thum: Ich finde es faszinierend, dass man diese alten Stücke, ohne sie textlich zu verändern oder zu verbiegen, auch anders lesen und zu einem ganz anderen Endergebnis kommen kann.

Und zu dem Dreizehnjährigen: Ich sehe schon auch die Gefahr, dass bei der jungen Generation da etwas hängen bleibt von: „Na ja, das war halt immer so.“ Trotzdem finde ich es wichtig, dass wir uns mit der Literatur der Vergangenheit beschäftigen, wenn es uns dazu bringt, über unsere Sozialisierung nachzudenken. Man ist ja sehr leicht bei der Hand zu sagen: „Früher war das halt so. Schlimm, schlimm“. Stattdessen könnte die Fragestellung lauten: Was ist denn von diesem Früher noch alles in uns, was hat sich da über die Jahrhunderte bis heute in unserer Gesellschaft verhakt?

Johanna Hasse: Genau. Es geht in „Maria Magdalena“ nur vordergründig darum, dass da eine junge Frau

unehelich schwanger ist. Das ist nur der Aufhänger, ein Problem, das sich lösen ließe, wenn man nicht die Moral, sondern den Menschen sehen würden und Mitgefühl hätte. Die Tragik, die ganz groß im Vordergrund steht, ist die Erbarmungslosigkeit einer bigotten Gesellschaft, aus der eine Familie hervorgeht, in der niemand niemandem wirklich vertraut, weil ein Fehltritt, der ans Licht kommt, sofort alles infrage stellt. Eine Familie in einer Gesellschaft, in der es wichtiger ist, was die Nachbarn denken, als das, was die Kinder fühlen. Ich glaube, davon ist auch heute noch einiges aktuell. Da kann man sich ruhig mal fragen, an welche Verhaltensregeln, Glaubenssätze und Normerwartungen man selbst gebunden ist. Hebbel hat das Stück so geschrieben, dass Klara nur der Selbstmord bleibt, aber ich finde es einen ermächtigenden Gedanken, dass man aus jedem System auch aussteigen kann.

Caro Thum: Hebbel wählt mit dem Selbstmord den lebensverneinenden Ausweg, der eigentlich heißt, dass es keinen Ausweg gibt, während Du Dich mit demselben Text für einen lebensbejahenden Ausweg entscheidest, der für Klara sicher alles andere als leicht, aber trotzdem möglich ist.

Johanna Hasse: Ihr Selbstmord ist die Konsequenz in dem sehr lebensfeindlichen System, aus dem Klara kommt. Aber ihre Entscheidung,



Florian Mania, Jan Sabo

am Leben zu bleiben, ist der erste Schritt zur Veränderung. Dass Systeme veränderbar sind, halte ich für sehr erzählenswert.

Es geht ja niemandem gut in diesem Stück. Alle sind Opfer dieser engen Ordnung und vorherrschenden Moral: Die Mutter verschanzt sich hinter ihrer Frömmigkeit. Karl fühlt sich eingesperrt, Klara schleppt die Verantwortung für die Familienehre mit sich herum, die Frau des Kaufmanns bezahlt die Enge mit ihrer seelischen Gesundheit und zwei junge Männer fühlen sich der Ehre verpflichtet und erschießen sich gegenseitig. Und es entsteht ja auch nicht der Eindruck, dass Meister Anton besonders glücklich ist. Er muss sich ja auch dauernd in Zwang nehmen, wie er sagt, und einem Rollenbild gerecht werden. Innerlich durchaus verletzlich, bieten ihm die Ehrbarkeitsregeln seiner Zunft, Rechtschaffenheit und eine sittsame, gottesfürchtige Lebensführung Rückhalt.

Er könnte mit seinen Kindern anders umgehen, er könnte den Tod seiner Frau anders verarbeiten, aber ich denke, ihm fehlt in seiner Sozialisation das emotionale Instrumentarium dafür. Er empfindet Gefühle als Bedrohung für das sorgsam zusammengezurrt Selbstbild.

Caro Thum: Glaubst Du, dass Kinder ihren Eltern etwas schuldig sind?

Johanna Hasse: Nein, das glaube ich nicht oder nur bis zu einem bestimmten Punkt. Klar kann man dankbar sein, dass Eltern einen in die Welt gesetzt und großgezogen haben, aber davon leitet sich ja nicht ab, dass man zeitlebens für das Seelenheil der Eltern verantwortlich ist. Aber das ist eine Frage, die ich pauschal sehr schwer zu beantworten finde. Schuld ist in diesem Zusammenhang ja erst mal ein Gefühl. Und ob jemand diese Schuldgefühle gegenüber seinen Eltern hat, hängt wahrscheinlich sehr individuell von der Erziehung ab. Wenn man als Kind schon so implementiert bekommt, dass man Eltern etwas schuldig ist oder wenn die Gesellschaftsordnung das vorsieht, dann erwächst daraus bestimmt ein Schuldgefühl. Wenn wir uns fragen, ob Klara diese Schuldgefühle hat, ja, die hat sie eindeutig. Sie wird von ihrem Vater erpresst. Bei uns fasst sie am Ende den Entschluss, sich eben nicht mehr erpressen zu lassen. Sich zu emanzipieren. Wieso soll sie für die Ehre ihres Vaters mit ihrem Leben und dem Leben ihres Kindes bezahlen?

Es sind seine Wünsche, seine Forderungen. Klara ist nicht für sein Leben, sein Leiden, seine Ansprüche und seinen Blick auf die Welt und auf sie als seine Tochter verantwortlich. Das hat alles mit ihm zu tun, aber nicht mit ihr.



Jan Sabo

Viktoria Schreiber

DIE GESCHLECHTSCHARAKTERE ALS POLARISIERUNG VON MANN UND FRAU

Ende der 1970er Jahre hat die Historikerin Karin Hausen untersucht, welche gegensätzlichen Eigenschaften Männern und Frauen in verschiedenen Lexika des 18. und 19. Jahrhunderts zugeschrieben werden.

„Der Geschlechtscharakter wird als eine Kombination von Biologie und Bestimmung aus der Natur abgeleitet und zugleich als Wesensmerkmal in das Innere des Menschen verlegt.“

Karin Hausen

Mann	Frau
<p><i>Bestimmung für</i></p> <ul style="list-style-type: none"> Außen Weite Öffentliches Leben 	<ul style="list-style-type: none"> Innen Nähe Häusliches Leben
<p><i>Aktivität</i></p> <ul style="list-style-type: none"> Energie, Kraft, Willenskraft Festigkeit Tapferkeit, Kühnheit 	<p><i>Passivität</i></p> <ul style="list-style-type: none"> Schwäche, Ergebung, Hingebung Wankelmüt Bescheidenheit
<p><i>Tun</i></p> <ul style="list-style-type: none"> selbständig strebend, zielgerichtet, wirksam erwerbend gebend <ul style="list-style-type: none"> Durchsetzungsvermögen Gewalt Antagonismus 	<p><i>Sein</i></p> <ul style="list-style-type: none"> abhängig betriebsam, emsig bewahrend empfangend <ul style="list-style-type: none"> Selbstverleugnung, Anpassung Liebe, Güte Sympathie
<p><i>Rationalität</i></p> <ul style="list-style-type: none"> Geist Vernunft Verstand Denken Wissen Abstrahieren, Urteilen 	<p><i>Emotionalität</i></p> <ul style="list-style-type: none"> Gefühl, Gemüt Empfindung Empfänglichkeit Rezeptivität Religiosität Verstehen
<p><i>Tugend</i></p> <ul style="list-style-type: none"> Würde 	<p><i>Tugenden</i></p> <ul style="list-style-type: none"> Schamhaftigkeit, Keuschheit Schicklichkeit Liebenswürdigkeit Taktgefühl Verschönerungsgabe Anmut, Schönheit



Entsprechend dem mehr universalen Charakter im Weibe, ist die Empfindung in ihm vorherrschend, das Weib ist mehr fühlendes Wesen; beim Manne herrscht hingegen wegen seiner größeren Individualität, die Reaktion vor, er ist mehr denkendes Wesen. (...) Gemäß der Universalität ist beim Weibe die Sympathie, die Liebe vorherrschend, beim Manne hingegen, wegen vorwaltender Individualität, der Antagonismus, der Haß, und so ist denn jenes mitleidiger, mildthätiger, es ist sittlicher und religiöser, als der mehr rauhe, oft hartherzige, Alles vorzugsweise nach seinem Ich zu bemessen geneigte Mann. Er ist fest und beständig, sein Muth kühn und sein Entschluß bestimmt; er schwingt sich über das Kleinliche empor; (...) einem Freund kann er Alles opfern. Der Charakter des Weibes ist mehr wankend, der Entschluß jedoch oft rascher; in Leiden ist es in der Regel gefaßter, und duldet im Allgemeinen die alleräußersten Drangsale und Widerwärtigkeiten mit größerer

Standhaftigkeit als der Mann. Alles, was das Gemüth hauptsächlich in Anspruch nimmt, wirkt vorzugsweise auf das Weib ein, und dadurch kann es zur größten Selbstverleugnung getrieben werden. (...) Das Wesen des Weibes ist Liebe, aber weniger zum eigenen, als vielmehr zum anderen Geschlechte und zu den hilfbedürftigsten und zartesten Kleinen. Seine Tugend ist Unschuld der Seele und Reinheit des Herzens, innige Theilnahme und Mitleid seine Zierde. Hiernach wäre denn auch die allgemeine Bestimmung der Geschlechter für das äußere Leben überhaupt zu beurtheilen. (...) Fortpflanzung ist nur durch Kooperation beider möglich, jedoch hat an dieser Operation das weibliche Geschlecht unverkennbar mehr Antheil, als das männliche. (...) Während so das Weib hauptsächlich das innere Familienverhältniß begründet, der Mann mehr das äußere, ist er zugleich das Verbindungsglied zwischen Familie und Familie, er hauptsächlich begründet den Staat.

Meyers Conversations-
Lexicon 1848

Daher offenbart sich in der Form des Mannes mehr die Idee der Kraft, in der Form des Weibes mehr die Idee der Schönheit (...). Der Geist des Mannes ist mehr schaffend, aus sich heraus in das Weite hinwirkend, zu Anstrengungen, zur Verarbeitung abstracter Gegenstände, zu weit ausseilenden Plänen geneigter. Unter den Leidenschaften und Affecten gehören die raschen, ausbrechenden dem Manne, die langsamen, heimlich in sich selbst gekehrten dem Weibe an. Aus dem Manne stürmt die laute Begierde; in dem Weibe siedelt sich die stille Sehnsucht an. Das Weib ist auf einen kleinen Kreis beschränkt, den es aber klarer überschaut; es hat mehr Geduld und Ausdauer in kleinen Arbeiten. Der Mann muß erwerben, das Weib sucht zu erhalten; der Mann mit Gewalt, das Weib mit Güte oder List. Jener gehört dem geräuschvollen öffentlichen Leben, dieses dem stillen häuslichen Cirkel. Der Mann arbeitet im Schweiße seines Angesichtes, und bedarf erschöpft der

tiefen Ruhe; das Weib ist geschäftig immerdar, in nimmer ruhender Betriebsamkeit. Der Mann stemmt sich dem Schicksal selbst entgegen, und trotzts schon zu Boden liegend noch der Gewalt; willig beugt das Weib sein Haupt, und findet Trost und Hilfe noch in seinen Thränen.

Brockhaus Conversations-
Lexicon 1815



Lukas Winterberger, Viktoria Schreiber, Jan Sabo



Reinhard Riecke

VERGEWALTIGUNGSKULTUR UND VERGEWALTIGUNGSMYTHEN

In den US-amerikanischen Sozialwissenschaften der Siebzigerjahre etablierte sich der Begriff Vergewaltigungskultur, um die bis dato weithin ignorierte Häufigkeit von sexuellen Übergriffen und häuslicher Gewalt in das gesellschaftliche Bewusstsein zu rücken.

Der Begriff beschreibt Gesellschaften oder Milieus, in denen sexuelle Gewalt strukturell als normal beziehungsweise als unvermeidbarer Teil des Lebens angesehen wird und in denen sexuelle Übergriffe banalisiert, verharmlost und entschuldigt werden. In Vergewaltigungskulturen werden weibliche Körper zu Objekten degradiert, die einer beurteilenden Kontrolle unterliegen, sei es in Form, Größe oder Gewicht. Frauen werden generell als sexuell weniger aktiv angesehen, wodurch ihnen Sexualität per se abgerungen oder aufgezwungen werden muss. Gewalt wird als sexy und Sexualität als gewaltverknüpft angesehen. Vergewaltigungskulturen dulden aggressiven Sexismus als Norm. Frauen fühlen sich darin kontinuierlich übergriffigem Verhalten ausgesetzt, das von sexuellen Bemerkungen, sexistischen Witzen über sexuelle Belästigung bis hin zu Vergewaltigungen selbst reicht.

Grundlage von Vergewaltigungskulturen sind sogenannte Vergewaltigungsmymen. Dieser Begriff wurde in den Achtzigerjahren von der US-amerikanischen Sozialpsychologin Marta Burt geprägt. Dabei

handelt es sich um „stereotype, vorurteilsbehaftete und falsche Überzeugungen über Vergewaltigung, Vergewaltigungsopfer und Vergewaltiger.“ Der Sozialpsychologe Gerd Böhmer schließt Ende der Neunzigerjahre außerdem die Funktion von Vergewaltigungsmymen in seine Definition mit ein: „Vergewaltigungsmymen sind deskriptive oder präskriptive Überzeugungen über Vergewaltigung, das heißt über Ursachen, Kontext, Folgen, Täter, Opfer und deren Interaktion, die dazu dienen, sexuelle Gewalt von Männern gegen Frauen zu leugnen, zu verharmlosen oder zu rechtfertigen.“ Allen Vergewaltigungsmymen liegen täterentlastende und opferfeindliche Tendenzen zugrunde.

Der Glaube an Vergewaltigungsmymen ist ein gesamtgesellschaftliches Phänomen, das nicht nur aus einer patriarchal geprägten oder per se frauenfeindlichen Sozialisierung heraus entsteht, sondern paradoxerweise auch aus dem Glauben an eine gerechte Welt. Die „Gerechte-Welt-Hypothese“ gilt in der Sozialpsychologie als eine sehr weit verbreitete Strategie des Selbstschutzes und besagt, dass nur schlechten Menschen oder Menschen, die falsche Entscheidungen treffen, schlechte Dinge passieren. Leider führt dieser Glaubenssatz gerade im Zusammenhang mit sexualisierter Gewalt häufig zu Widerwillen, sich mit den Opfern zu solidarisieren, wenn nicht sogar zu einer Täter-Opfer-Umkehr.

Opferbezogene Vergewaltigungsmymen:

„Wenn sie auch so rumläuft.“ Die möglicherweise freizügige Kleidung des Opfers wird zum Auslöser des sexuellen Übergriffs. Dem Opfer wird unterstellt, mit ihrer Kleiderwahl den Übergriff provoziert zu haben.

„Sie hat doch den ganzen Abend mit ihm getanzt und hat sich Getränke bezahlen lassen.“ Es wird unterstellt, dass mit jemandem zu tanzen oder sich ein Getränk spendieren zu lassen einer Einwilligung zu sexuellen Handlungen gleichkommt.

„Sie hatte schon viele Affären.“ Der Übergriff wird verharmlost, weil eine Frau, die eher sexuell aktiv ist, signalisiert, immer und für jeden sexuell verfügbar zu sein. Nur schlechte Frauen werden vergewaltigt.

„Mir passiert so etwas nicht, ich bin kein Opfer-Typ.“ Dieser Mythos unterstellt, dass nur bestimmte Frauentypen vergewaltigt werden. Aus einer Studie des RKI von 2020 geht hervor, dass 35 % der Frauen in Deutschland seit ihrem 15. Lebensjahr Gewalt oder sexuelle Gewalt erlebt haben.

„Wenn sie auch nachts alleine draußen rumläuft.“ Mädchen werden dazu erzoen, sich so zu verhalten, dass sie nicht vergewaltigt werden.

„Eine Dame, die ‚nein‘ sagt, meint ‚vielleicht‘, eine Dame, die ‚vielleicht‘ sagt, meint ‚ja‘, eine Dame, die ‚ja‘ sagt, ist keine Dame.“ Nur schlechte Frauen wollen freiwillig Sex, gute Frauen müssen zur Sexualität gedrängt werden.

Täterbezogene Vergewaltigungsmymen:

„Männer sind nun einmal so.“ Es wird den Männern die Fähigkeit abgesprochen, ihre sexuellen Triebe regulieren zu können.

„Vergewaltiger sind verwahrloste, psychisch gestörte Männer, die aus Büschen springen.“ Laut einer EU-Studie von 2004 stammen 80 % der Täter aus dem Nahfeld der Opfer. 97 % der Täter weisen keine psychische Störung auf, die für ihre Schuldfähigkeit relevant ist.

„Der doch nicht, der ist doch so attraktiv und/oder ist so erfolgreich etc.“ Es wird hier fälschlicherweise davon ausgegangen, dass Täter nur aus sozial benachteiligten Milieus stammen oder körperliche Defizite sie zu Tätern werden lassen. Zahlreiche Studien zeigen hingegen, dass Täter wie Opfer in allen sozialen Schichten zu finden sind.

Quellenangaben:

Das Zeitalter des Patriarchats:

Charlotte Higgins „The Guardian“
Der Freitag ist Syndication-Partner der
britischen Tageszeitung The Guardian

Charlotte Higgins ist die Kulturchefin des Guardian
und hat das Buch „This New Noise“ geschrieben

Übersetzung: Carola Torti, Holger Hutt

Die Geschlechtscharaktere als Polarisierung von Mann und Frau:

Karin Hausen
Die Polarisierung der „Geschlechtscharaktere“
– Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben

Vergewaltigungskultur und Vergewaltigungsmymen

Vergewaltigungskultur – ein “Kampfbegriff”? – Geograffitico (scienceblogs.de)

Alltäglicher Sexismus - „Dumme Sprüche sind Teil einer Vergewaltigungskultur“ | deutschlandfunk.de

Gesundheitliche Lage der Frauen | 2020 | Kurzfassung (rki.de)

Vergewaltigungskultur (wikibrief.org)

Vergewaltigungsmymen
de.wikibrief.org

Vergewaltigungsmymen
medicamondiale.org

Rape Culture: Die hässliche Wirklichkeit - taz.de

Biografie Christian Friedrich Hebbel

de.wikipedia.org

Lebenschronik (hebbel-gesellschaft.de)

 **THEATER KOBLENZ**

Spielzeit 2022/2023

Intendant: Markus Dietze (V.i.S.d.P.)
Redaktion: Redaktion Caro Thum
Fotos: Matthias Baus (von der Hauptprobe am 17. Januar 2023)





307

 THEATER KOBLENZ